



»Es regnete, als ich um 5 Uhr morgens in New Orleans eintraf.« Mit diesem lapidaren Satz beginnt Charles Bukowski einen illusionslosen Roman, der sich nirgends über die Perspektive eines jungen Mannes erhebt, der essen, trinken und gelegentlich eine Frau haben will – und dafür arbeiten muß. Was kann daran fesseln? Nichts als die radikale Ehrlichkeit dieses Mannes, den die Ansprüche bürgerlicher Moral nie gequält haben, der nur eines will: überleben. Und dadurch die Freiheit gewinnt, daß er sich niemals für irgendwelche »Karrieren« hat einspannen lassen.

*Charles Bukowski* wurde am 16. August 1920 in Andernach geboren. Er lebte seit seinem zweiten Lebensjahr in Los Angeles. Nach Jobs als Tankwart, Schlachthof- und Hafearbeiter begann er zu schreiben und veröffentlichte weit über vierzig Prosa- und Lyrikbände. Er starb am 9. März 1994 in San Pedro/L. A.

Charles Bukowski

Faktotum

Roman

Deutsch von Carl Weissner

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ungekürzte Ausgabe  
April 1983  
19. Auflage Februar 2007  
Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)  
© 1975 Charles Bukowski  
Titel der amerikanischen Originalausgabe:  
»Factotum«  
(Black Sparrow Press, Santa Barbara/Kalifornien 1975)  
© 1977 der deutschsprachigen Ausgabe:  
Zweitausendeins, Frankfurt am Main  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagbild: »Milchlieferwagen« (1959) von Alex Colville  
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-12387-7

Es regnete, als ich um 5 Uhr morgens in New Orleans eintraf. Ich setzte mich eine Weile in den Wartesaal des Busbahnhofs, aber die Menschen deprimierten mich, deshalb nahm ich meinen Koffer in die Hand, ging hinaus und lief durch den Regen. Ich wollte mir eine billige Absteige suchen, wußte aber nicht, wo die ärmeren Stadtviertel lagen.

Mein Koffer war aus Pappe und löste sich allmählich in seine Bestandteile auf. Ursprünglich war er schwarz lackiert, doch die schwarze Lackschicht war abgeblättert und hatte den gelben Karton freigelegt. Ich hatte versucht, den Schaden zu beheben, indem ich schwarze Schuhcreme auf den Karton schmierte. Während ich jetzt durch den Regen ging und den Koffer abwechselnd in der rechten oder linken Hand trug, rieb sich die schwarze Schmiere an meinen Hosenbeinen ab.

Na schön, ich war in einer neuen Stadt. Vielleicht würde ich diesmal Glück haben.

Der Regen hörte auf, und die Sonne kam heraus. Ich befand mich im Negerviertel. Ich schlurfte langsam vor mich hin.

*»Hey, du weißer Penner!«*

Ich stellte den Koffer ab. Eine Nutte mit blonder Perücke saß auf ihrer Veranda und schlenkerte mit den Beinen. Sie sah gut aus.

*»Hallo, weißer Penner!«*

Ich sagte nichts. Ich stand nur da und sah sie an.

*»Lust auf 'n Fick, weißer Penner?«*

Sie lachte mich an. Sie hatte die Beine übereinandergeschlagen und wippte mit den Füßen. Sie hatte Stöckelschuhe an den Füßen, und ihre Beine waren ansprechend, und sie wippte mit den Beinen und lachte. Ich nahm meinen Koffer, bog in den Vorgartenweg ein

und ging auf sie zu. Doch dann merkte ich, wie sich links von mir der Vorhang an einem Fenster leicht bewegte. Ich erkannte das Gesicht eines Schwarzen. Er sah aus wie Jersey Joe Wolcott. Ich drehte um und ging wieder zurück auf den Bürgersteig. Ihr Lachen folgte mir die Straße hinunter.

2

Mein Zimmer lag in der zweiten Etage; auf der anderen Straßenseite war eine Bar. Die Bar nannte sich The Gangplank Café. Von meinem Fenster aus konnte ich durch die offenen Türen der Bar ins Innere sehen. Es gab ein paar harte Gesichter in dieser Bar zu sehen, interessante Gesichter. Ich blieb jeden Abend in meinem Zimmer, trank Wein und sah mir die Gesichter in der Bar an, während mein Geld langsam zur Neige ging. Tagsüber klapperte ich mit langsamen müden Schritten die Gegend ab. Oder ich saß stundenlang auf einer Bank und starrte Tauben an. Um meine Geldreserven zu strecken, aß ich nur eine Mahlzeit am Tag. Ich fand ein schmutziges Café mit einem schmutzigen Besitzer, aber man bekam dort für wenig Geld ein großes Frühstück – warme Semmeln, Maisgrütze, Wurst.

3

Eines Tages war ich wieder einmal wie üblich auf Achse und schlurfte die Straße entlang. Ich fühlte mich

6

zufrieden und relaxed. Die Sonne schien, es war angenehm mild, gerade richtig. Eine friedliche Stimmung lag in der Luft. Ich ging an einem Häuserblock entlang, und auf halber Strecke stand ein Mann vor dem Eingang zu einem Laden. Ich ging vorbei.

»Hey, KUMPEL!«

Ich blieb stehen und drehte mich um.

»Willst du 'n Job?«

Ich ging zu ihm hin. Über seine Schulter konnte ich in einen großen dunklen Raum hineinsehen. Es gab da drin eine lange Werkbank, und zu beiden Seiten standen Männer und Frauen. Sie hatten Gegenstände vor sich liegen, auf die sie mit Hämmern einschlugen. So viel man in dem trüben Licht erkennen konnte, schien es sich bei den Gegenständen um Muscheln zu handeln. Sie stanken auch wie Muscheln. Ich machte auf dem Absatz kehrt und ging weiter.

Ich erinnerte mich, wie mein Vater jeden Abend nach Hause kam und meiner Mutter einen Vortrag über seine Arbeit hielt. Der Vortrag begann, sobald er zur Tür hereinkam, setzte sich während des ganzen Abendessens fort und endete im Schlafzimmer, wo mein Vater Schlag 8 Uhr »Licht aus!« brüllte, damit er sich ausruhen und neue Kräfte sammeln konnte für die Arbeit des nächsten Tages. Die Arbeit war sein einziges Gesprächsthema.

An der nächsten Ecke hielt mich wieder einer an.

»Sag mal, Freund . . .«, begann er.

»Ja?« sagte ich.

»Ich bin Kriegsveteran, ausm ersten Weltkrieg. Ich hab für dieses Land mein Leben riskiert, aber jetzt wollen sie mich nicht mehr haben. Keiner will mir einen Job geben. Das ist der Dank dafür, daß ich meinen Kopf für sie hingehalten habe. Ich hab Hunger. Hilf mir doch mit 'n bißchen was aus . . .«

»Ich hab keine Arbeit.«

»Du hast keine Arbeit?«

»Ganz recht.«

Ich ließ ihn stehen und ging auf die andere Straßenseite.

»*Du lügst!*« schrie er mir nach. »*Du hast Arbeit! Du hast einen Job!*«

Ein paar Tage danach war ich soweit, daß ich mir einen suchen mußte.

#### 4

Der Mann saß hinter einem Schreibtisch und hatte ein Hörgerät im Ohr; das dünne Kabel lief ihm seitlich am Hals herunter und verschwand in seinem Hemd, wo er die Batterie hatte. Das Büro war dunkel und gemütlich. Er hatte einen abgetragenen braunen Anzug an, ein zerknittertes weißes Hemd und einen Schlips, der an den Rändern ausgefranst war. Der Mann hieß Heathercliff.

Ich hatte sein Stellenangebot im Lokalblatt gelesen, und der Betrieb lag in der Nähe meiner Absteige.

Suche ehrgeizigen jungen Mann, der vorankommen will. Vorkenntnisse nicht erforderlich. Kann im Packraum anfangen und sich hocharbeiten.

Ich wartete draußen mit fünf oder sechs jungen Männern, die sich alle Mühe gaben, einen ehrgeizigen Eindruck zu machen. Wir hatten unsere Bewerbungsformulare ausgefüllt, und jetzt warteten wir. Ich wurde als letzter aufgerufen.

»Mr. Chinaski, warum haben Sie im Ausbesserungswerk bei der Eisenbahn aufgehört?«

»Na, weil ich bei der Eisenbahn keine Zukunft mehr sehe.«



»Aber die haben doch tüchtige Gewerkschaften, Krankenkasse, Altersversorgung . . .«

»In meinem Alter macht man sich um seine Altersversorgung noch keine Gedanken.«

»Weshalb sind Sie nach New Orleans gekommen?«

»Ich hatte in Los Angeles zu viele Freunde, bei denen ich den Eindruck hatte, daß sie meiner Karriere im Weg standen. Ich wollte irgendwohin, wo ich mich ungestört auf mein berufliches Fortkommen konzentrieren kann.«

»Aber wer garantiert uns, daß Sie es bei *uns* längere Zeit aushalten werden?«

»Niemand. Kann sein, daß ich wieder gehe.«

»Weshalb?«

»In Ihrer Anzeige hieß es, ein ehrgeiziger Mann hätte hier Zukunft. Wenn ich hier keine Zukunft für mich sehe, muß ich wieder gehn.«

»Warum haben Sie sich nicht rasiert? Haben Sie eine Wette verloren?«

»Noch nicht.«

»Noch nicht?«

»Nein. Ich habe mit meinem Vermieter drum gewettet, daß ich mir trotz Stoppeln im Gesicht innerhalb von 24 Stunden einen Job an Land ziehen kann.«

»Na gut. Wir geben Ihnen Bescheid.«

»Ich habe aber kein Telefon.«

»Das macht nichts, Mr. Chinaski.«

Ich ging wieder zurück in meine Absteige. Am hinteren Ende des schmierigen Korridors gab es ein Badezimmer. Ich nahm ein heißes Bad. Dann zog ich mich wieder an, ging raus und kaufte mir eine Flasche Wein. Zurück in meinem Zimmer, setzte ich mich ans Fenster, trank, sah mir die Leute in der Bar und die Passanten auf der Straße an. Ich trank langsam meinen Wein und überlegte wieder einmal, ob es nicht besser wäre, wenn ich mir eine Knarre kaufte und es rasch

hinter mich brachte – ohne viel Nachdenken und Reden. Ich mußte nur den Mut dazu aufbringen. Mein Mut machte mir Sorgen. Ich trank die Flasche aus und legte mich schlafen. Gegen 4 Uhr nachmittags wurde ich durch ein Klopfen an der Tür geweckt. Es war ein Telegrammbote von der Western Union. Ich machte das Telegramm auf:

MR. H. CHINASKI. ARBEITSBEGINN  
MORGEN FRÜH 8 UHR.  
R. M. HEATHERCLIFF CO.

5

Sie machten die Auslieferung für einen Zeitschriftenverlag. Wir standen am Paktisch und verglichen die ausgeschriebenen Rechnungen mit den Bestellungen, um sicherzugehen, daß über die richtige Anzahl von Exemplaren abgerechnet wurde. Dann zeichneten wir die Rechnungen ab und machten die Pakete, die an auswärtige Besteller gingen, für den Postversand fertig; was per Lieferwagen an lokale Abnehmer gehen sollte, wurde gebündelt und an einer Seite des Raums aufgestapelt. Es war leichte Arbeit, aber sie war eintönig und ließ den Angestellten jede Menge Zeit, sich unnötige Gedanken zu machen. Sie waren ständig in Sorge, ob sie bei der Arbeit auch alles richtig machten. Es waren alles junge Männer und Frauen; einen Vorarbeiter schien es nicht zu geben. Nach einigen Stunden kam es zu einem Streit zwischen zwei von den Frauen. Es hatte irgendwas mit den Zeitschriften zu tun. Wir verpackten gerade Comic-Hefte, und jemand hatte einen Fehler gemacht. Der Streit wurde zunehmend hitziger, und bald lagen sich die beiden in den Haaren.

»Hört mal«, sagte ich, »diese Dinger sind es nicht wert, daß man sie liest; und schon gar nicht, daß man sich darüber in die Haare kriegt.«

»Na«, sagte eine der beiden, »bei dir wissen wir ja schon längst, daß du dir für diese Arbeit viel zu gut bist.«

»Zu gut?«

»Ja. Deine ganze Einstellung. Denkst du vielleicht, wir merken das nicht?«

Da ging mir zum erstenmal auf, daß es nicht genüge, eine Arbeit einfach nur zu *tun*; man mußte sich auch noch dafür interessieren und sogar mit Leidenschaft bei der Sache sein.

Ich arbeitete drei oder vier Tage; dann war Freitag, und wir bekamen unseren Lohn ausbezahlt. Wir erhielten gelbe Umschläge mit grünen Dollarscheinen und genau abgezähltem Kleingeld. Richtiges Geld, keine Schecks.

Kurz vor Feierabend kam der Fahrer des Lieferwagens herein. Da er zu früh dran war, setzte er sich auf ein Bündel Zeitschriften und rauchte eine Zigarette.

»Yeah, Harry«, sagte er zu einem der Packer, »ich hab heute ne Gehaltserhöhung gekriegt. Ich kriege jetzt zwei Dollar mehr.«

Dann war Feierabend. Ich besorgte mir auf dem Nachhauseweg eine Flasche Wein, ging auf mein Zimmer, genehmigte mir ein Glas, ging runter in den Hausflur und rief bei meiner Firma an. Es klingelte sehr lange am anderen Ende. Schließlich meldete sich Mr. Heathercliff. Er war immer noch da.

»Mr. Heathercliff?«

»Ja?«

»Hier ist Chinaski.«

»Ja, Mr. Chinaski?«

»Ich will zwei Dollar mehr.«

»Was?«

»Ganz recht. Der Fahrer hat eine Gehaltserhöhung gekriegt.«

»Aber der ist auch schon zwei Jahre bei uns.«

»Ich brauche mehr.«

»Wir zahlen Ihnen jetzt 17 Dollar die Woche, und Sie wollen 19?«

»Stimmt. Kriege ich sie oder nicht?«

»Das können wir uns unmöglich leisten.«

»Dann kündige ich.« Ich legte auf.

## 6

Am Montag war ich verkatert. Ich schabte mir die Stoppeln aus dem Gesicht und stellte mich bei einer Zeitung vor, die eine freie Stelle ausgeschrieben hatte. Der Herausgeber, ein Mann in Hemdsärmeln, hatte tiefschwarze Ringe unter den Augen. Er sah aus, als habe er seit einer Woche nicht mehr geschlafen. Es war eine der beiden Lokalzeitungen, die kleinere von den beiden. Er zeigte mir den Raum, in dem ich arbeiten sollte. Es war kühl und dunkel da drin. Wir waren in der Setzerei. Männer saßen im Schein von Leselampen an Tischen und setzten Texte.

»Zwölf Dollar die Woche«, sagte er.

»All right«, sagte ich, »ich nehme den Job.«

Ich wurde einem kleinen dicken Mann zugeteilt, der einen ungesunden Schmerbauch hatte. Er trug eine Weste mit einer altmodischen Taschenuhr an einer goldenen Kette, hatte eine grüne Schirmblende über den Augen, dicke Lippen und einen düsteren Ausdruck in seinem fleischigen Gesicht. Die Falten in seinem Gesicht hatten weder Inhalt noch Charakter; sein Gesicht wirkte, als sei es mehrmals zusammengeknüllt und

dann wieder glattgebügelt worden, wie ein Stück Karton. Er hatte klobige Schuhe an den Füßen und Kautabak zwischen den Zähnen. Den Saft zischte er in einen Spucknapf neben seinen Füßen.

»Mr. Belger«, sagte er von dem Mann, der einigen Schlaf nachzuholen hatte, »hat schwer gearbeitet, um diese Zeitung wieder hochzubringen. Er ist ein tüchtiger Mann. Wir waren nahe am Bankrott. Bis er dann kam.«

Er musterte mich. »Den Job hier geben sie gewöhnlich einem Jungen vom College.«

Er ist ein Frosch, dachte ich. Das ist es. Ein Frosch ist er.

»Ich meine«, sagte er, »der Job geht gewöhnlich an einen Studenten. Der kann seine Bücher studieren, während er darauf wartet, daß er gebraucht wird. Sind Sie Student?«

»Nee.«

»Der Job hier geht gewöhnlich an einen Studenten.«

Ich ging in den Nebenraum, wo mein Arbeitsplatz war. In dem Zimmer standen neben- und übereinander die metallenen Schubfächer mit den Zinkplatten für den Anzeigenteil. Viele dieser Platten wurden immer wieder verwendet. Es gab auch eine Menge abgesetzte Schriftblöcke – Firmenzeichen und Namen von Anzeigenkunden. Jedesmal, wenn der dicke Mann »*Chinaski!*« brüllte, ging ich los, um nachzusehen, welche Schriftblöcke oder Platten er brauchte. Oft wurde ich auch zur Konkurrenz geschickt, um mir dort Schriftblöcke auszuleihen. Sie borgten sich auch welche von uns. Dieser Botengang bot eine willkommene Abwechslung, und unterwegs entdeckte ich in einer Seitengasse ein Lokal, wo das Glas Bier noch 5 Cents kostete. Der dicke Mann rief nicht oft nach mir, und die Bierkneipe gewann in mir einen Stammgast. Der dicke Mann begann mich zu vermissen. Zu-

erst warf er mir nur unfreundliche Blicke zu. Dann, eines Tages, fragte er: »Wo waren Sie?«

»Auf' n Sprung weg, 'n Bier trinken.«

»Das hier ist ein Job für einen Studenten.«

»Ich bin aber kein Student.«

»Ich kann Sie nicht brauchen. Ich brauche einen, der sich ständig zur Verfügung hält.«

Der dicke Mann ging mit mir zu Belger, der so müde wie eh und je aussah. »Das ist ein Job für einen Studenten, Mr. Belger. Tut mir leid, aber ich kann diesen Mann nicht gebrauchen. Wir brauchen einen Studenten.«

»All right«, sagte Belger. Der dicke Mann schlappte davon.

»Was schulden wir Ihnen?« fragte Belger.

»Fünf Tage.«

»Okay. Gehen Sie damit runter zur Kasse.«

»Hören Sie, Belger, dieser alte Wichser ist zum Kotzen.«

Belger seufzte. »Ach Gott, wem sagen Sie das . . .«

Ich ging runter zur Kasse.

## 7

Wir waren immer noch in Louisiana. Die lange Bahnfahrt durch Texas lag vor uns. Unsere Verpflegung bestand aus Konservendosen, aber sie gaben uns keine Dosenöffner dazu. Ich stellte meine Dosen auf den Boden und streckte mich auf der hölzernen Sitzbank aus. Die anderen Männer saßen im vorderen Teil des Waggons zusammen, redeten und lachten. Ich machte die Augen zu.

Nach ungefähr zehn Minuten merkte ich, daß Staub

von unten durch die Ritzen der Sitzbank waberte. Es war sehr alter Staub, wie aus einem Sarg; er stank nach Tod, nach etwas, das schon sehr lange tot war. Er drang mir in die Nasenlöcher, legte sich auf meine Augenbrauen, auf meinen Mund. Dann hörte ich jemand pusten. Durch die Ritzen erkannte ich einen Mann, der sich hinter meinen Sitz kauerte und mir den Staub ins Gesicht pustete. Ich setzte mich auf. Der Mann rappelte sich hoch und rannte nach vorn zu den anderen. Ich wischte mir das Gesicht ab und starrte ihm nach. Es war kaum zu glauben.

»Wenn er herkommt, müßt ihr mir aber helfen«, hörte ich ihn sagen. »Ihr müßt mir versprechen, daß ihr mir helft . . .«

Die ganze Bande sah zu mir nach hinten. Ich streckte mich wieder auf meiner Bank aus. Ich hörte, wie sie sich unterhielten: »Was ist mit dem?« – »Für wen hält der sich?« – »Er redet mit keinem.« – »Hockt da hinten und sondert sich ab.«

»Wenn wir da draußen auf den Gleisen mit ihm allein sind, ist er dran. Dieser miese Knochen.«

»Meinst du, du schaffst ihn, Paul? Sieht mir aus, als wär er unzurechnungsfähig.«

»Wenn ich ihn nicht schaffe, dann eben ein anderer. Der frißt Scheiße, eh wir mit ihm fertig sind.«

Einige Zeit später ging ich in den vorderen Teil des Waggons, um einen Becher Wasser zu trinken. Als ich an ihnen vorbeiging, hörten sie auf zu reden. Sie beobachteten mich, während ich meinen Becher Wasser trank. Als ich mich umwandte und zurück zu meiner Sitzbank ging, nahmen sie ihre Unterhaltung wieder auf.

Der Zug hielt öfter an, tagsüber und bei Nacht. Bei jedem Halt, wo es ein bißchen Vegetation und in der Nähe eine kleine Stadt gab, sprangen ein oder zwei Männer ab.

»Hey, verdammt, wo sind Collins und Martinez?«

Der Vorarbeiter nahm seine Liste und strich die beiden Namen durch. Dann kam er zu mir nach hinten.

»Wer bist du?«

»Chinaski.«

»Bleibst du bei der Stange?«

»Ich brauch den Job.«

»Okay.« Er ging weg.

In El Paso kam der Vorarbeiter durch und sagte uns, es gehe am nächsten Tag mit einem anderen Zug weiter. Wir bekamen Gutscheine für eine Übernachtung in einem nahegelegenen Hotel und Essensmarken, die wir in einem Café am Ort einlösen konnten; außerdem genaue Anweisungen, wann und wo wir am Morgen in den nächsten Zug einsteigen sollten.

Ich wartete draußen vor dem Café, bis die Männer gegessen hatten. Dann kamen sie heraus, stocherten sich die Essensreste aus den Zähnen, unterhielten sich. Ich ging rein.

»Dem reißen wir noch den Arsch auf, diesem Drecksack!«

»Mann, der stinkt mir vielleicht, der häßliche Knochen.«

Ich ging hinein und bestellte mir ein Hacksteak mit Zwiebeln und Bohnen. Zum Brot gabs keine Butter, aber der Kaffee war gut. Als ich rauskam, waren sie weg. Ein Penner kam auf dem Bürgersteig zu mir her. Ich gab ihm meinen Hotelgutschein.

Ich übernachtete im Park. Das schien mir sicherer zu sein. Ich war so müde, daß mir die harte Parkbank nicht das geringste ausmachte. Ich schlief.

Nach einiger Zeit weckte mich etwas auf, das sich wie Gebrüll anhörte. Ich hatte bis dahin nicht gewußt, daß Alligatoren brüllen können. Genauer gesagt, es war eine Mischung aus verschiedenen Dingen: ein



Brüllen, ein erregtes Einatmen, ein Zischen. Ich hörte auch Kinnladen zuschnappen. Ein betrunkenere Matrose stand mitten im Teich und hielt einen der Alligatoren am Schwanz fest. Das Tier wand sich und versuchte nach dem Matrosen zu schnappen, aber das ging nicht recht. Sein Maul sah furchterregend aus, aber seine Bewegungen waren langsam und unkoordiniert. Ein zweiter Matrose und ein junges Mädchen sahen lachend zu. Dann küßte der Matrose das Mädchen, und sie gingen zusammen weg und ließen den anderen mit seinem Alligator allein . . .

Als nächstes weckte mich die Sonne auf. Mein Hemd war glühend heiß. Es brannte beinahe. Der Matrose war verschwunden. Der Alligator auch. Auf einer Bank in der Nähe saßen zwei junge Männer und ein Mädchen. Sie hatten offensichtlich auch im Park übernachtet. Der eine junge Mann stand auf.

»Mickey«, sagte das junge Mädchen, »du hast ja einen Steifen!«

Sie lachten.

»Wieviel Geld haben wir noch?«

Sie sahen in ihren Taschen nach. Sie hatten noch 5 Cents.

»Tja, was machen wir jetzt?«

»Ich weiß nicht. Machen wir uns halt wieder auf die Socken.«

Ich sah ihnen nach, wie sie weggingen, aus dem Park hinaus und in die Stadt rein.

Der Zug fuhr bis Los Angeles. Dort gab es zwei oder drei Tage Aufenthalt. Es wurden wieder Gutscheine

für Hotel und Verpflegung ausgegeben. Ich verschenkte meine Hotelgutscheine an den ersten Penner, der mir über den Weg lief. Unterwegs zu dem Café, das die Essensmarken einlöste, sah ich vor mir plötzlich zwei von den Männern, die seit New Orleans dabei waren. Ich legte einen Zahn zu und holte sie ein.

»Na Jungs, wie gehts denn so?« fragte ich.

»Oh, alles in Ordnung, alles bestens.«

»Seid ihr sicher? Keine Klagen und nix?«

»Nee, alles in Ordnung.«

Ich ging allein weiter und fand das Café. Als ich sah, daß dort auch Bier ausgeschenkt wurde, ließ ich mir Bier geben für meine Marken. Die ganze Reparaturkolonne war da. Als meine Marken alle waren, hatte ich gerade noch genug Kleingeld, um mit der Straßenbahn zum Haus meiner Eltern zu fahren.

9

»*Junge!*« schrie meine Mutter, als sie die Tür aufmachte. »*Bist du's wirklich, Junge?*«

»Ich brauch dringend 'n bißchen Schlaf.«

»Dein Bett wartet hier immer auf dich.«

Ich ging auf mein Zimmer, zog mich aus und legte mich ins Bett. Gegen 6 Uhr abends weckte mich meine Mutter. »Dein Vater ist von der Arbeit gekommen.«

Ich stand auf und zog mich wieder an. Als ich reinkam, stand das Essen auf dem Tisch.

Mein Vater war ein hochgewachsener Mann, größer als ich. Er hatte braune Augen; meine waren grün. Seine Nase war zu groß, und seine Ohren fielen einem auch unwillkürlich auf. Sie schienen sich von seinem Schädel losreißen zu wollen.

18

»Hör mal«, sagte er, »wenn du hier wohnen bleibst, werde ich dir Unterkunft und Verpflegung berechnen. Und die Wäsche. Wenn du einen Job gefunden hast, wird dir das, was du uns schuldest, von deinem Lohn abgezogen, bis du alles abbezahlt hast.«

Wir aßen schweigend.

10

Meine Mutter hatte Arbeit gefunden. Sie sollte am nächsten Tag anfangen. Damit hatte ich das Haus ganz für mich. Nach dem Frühstück, als meine Eltern zur Arbeit gegangen waren, zog ich mich aus und legte mich wieder ins Bett. Ich onanierte, dann nahm ich mir ein altes Schulheft und notierte mir sämtliche Flugzeuge, die übers Haus flogen, und die jeweilige Uhrzeit dazu. Das ganze umrahmte ich mit einigen gefälligen obszönen Zeichnungen. Ich wußte, daß mir mein Vater eine haarsträubende Summe für Unterkunft, Verpflegung und Wäsche berechnen würde; und daß er mich außerdem noch von der Steuer absetzen würde. Doch das Verlangen nach einem Job wurde trotzdem nicht in mir wach.

Während ich bequem in meinem Bett lag, bekam ich ein merkwürdiges Gefühl im Kopf. Es war, als sei mein Kopf aus Baumwolle, oder als sei er ein kleiner Luftballon. Ich konnte buchstäblich den leeren *Raum* in meinem Kopf spüren. Ich verstand das nicht. Doch bald machte ich mir darüber keine Gedanken mehr. Ich hatte es bequem, ich hatte nicht zu leiden. Ich hörte mir Symphonien an und rauchte meinem Vater die Zigaretten weg.

Ich stand auf und ging nach vorn ins Wohnzimmer.

Im Haus gegenüber gab es eine junge Ehefrau. Sie trug ein kurzes engsitzendes braunes Kleid. Sie saß vor ihrer Haustür auf den Treppenstufen, direkt gegenüber auf der anderen Straßenseite. Ich konnte ihr ziemlich weit unters Kleid sehen. Ich stand am Wohnzimmerfenster hinter dem Vorhang und sah ihr unters Kleid. Das machte mich scharf. Ich onanierte noch einmal. Ich nahm ein Bad, zog mich wieder an, saß herum und rauchte noch ein paar Zigaretten. Etwa um 5 Uhr nachmittags verließ ich das Haus und machte einen langen Spaziergang, gut eine Stunde lang.

Als ich zurückkam, waren meine Eltern inzwischen nach Hause gekommen. Das Abendessen war schon fast fertig. Ich ging auf mein Zimmer und wartete, bis ich gerufen wurde. Ich wurde gerufen. Ich ging rein.

»Na«, sagte mein Vater, »hast du einen Job gefunden?«

»Nein.«

»Hör mal, wer arbeiten will, der findet auch Arbeit.«

»Möglich.«

»Ich finde es schwer, zu glauben, daß du mein Sohn bist. Du hast überhaupt keinen Ehrgeiz. Dir fehlt jeder Antrieb. Teufel nochmal, wie willst du es eigentlich auf dieser Welt zu was bringen?«

Er schob sich eine Anzahl Erbsen in den Mund. Dann sagte er: »Und was soll dieser Zigarettenqualm hier drin? *Puuuh!* Ich mußte erst mal sämtliche Fenster aufreißen! Die ganze Wohnung war *blau* vor Qualm!«